

wenigstens einer der vier Bürgermeister *litteratus* war. Die Sonntagschule seit 1559 und die Spitalschule sorgten dafür, dass auch die Kinder der Handwerker und der unteren Schichten Bildungsmöglichkeiten erhielten. So kam es schon im 17. Jahrhundert zu einem ausdifferenzierten Schulwesen.

Natürlich ist das nicht nur eine Geschichte der permanenten Verbesserungen. Klagen über unwillige Eltern und Kinder sowie schlechte Lehrer sind ebenso häufig wie die Bemühungen um ständige Reformen. Bei der Einführung neuer Lernmethoden war Tübingen zumeist früh im Lande dabei. So verbreitete Magnus Hesenthaler die Ideen von Comenius, und Carl August Zeller engagierte sich für die Einführung der Pestalozzischen Methode im Elementarschulbereich und in der beruflichen Bildung. Zeller war zunächst auf starken Widerstand der Eltern gestoßen, die dann auch dafür sorgten, dass sein Schulversuch nach seinem baldigen Weggang von Tübingen nicht mehr weitergeführt wurde.

Eine Besonderheit Tübingens, die mit der Anwesenheit der Professoren zusammenhing, war die frühe Mädchenschulbildung, die mit dem Bau eines Mädchenschulhauses schon 1596 eine besondere Anerkennung erfuhr. Auch die Entwicklung des höheren Bildungswesens für Mädchen war eine Spezialität Tübingens.

Interessant ist, dass die Stadtbürger am Ende des 18. Jahrhunderts die Einführung einer Realschule zunächst ablehnten; sie wollen zunächst nicht, dass ihre Söhne von der Lateinschule abgeschottet werden und sich diese in eine Gelehrtenschule verwandeln sollte. Der Magistrat, der selbst vorwiegend aus ehemaligen Lateinschülern bestand, verhinderte eine entsprechende Reform. Also wurde erst im 19. Jahrhundert die Realschule zur Bürgerschule.

Es können hier nicht alle Ergebnisse zusammengefasst werden. Das vielleicht wichtigste Ergebnis ist, dass Tübingen schon zwischen 1600 und 1700 ein überraschend dichtes Schulwesen besaß und dass die Universität sehr stark auf die Bildungsvorstellungen der Stadtbürger abgefärbt hat.

Die Untersuchung von Wolfram Hauer mit einem ausführlichen Anhang ist eine wahre Fundgrube an Informationen, ohne im Positivismus zu erstarren. Er zeigt, dass das Bildungswesen ganz wesentlich das städtische Selbstverständnis prägt. Dem Schulwesen als sozialer Aufgabe kommt für die urbane Ideologie eine ähnliche Bedeutung zu wie dem Armen- und Gesundheitswesen. Daran hat sich also heute nicht sehr viel geändert oder anders: Auch in früheren Zeiten haben die Stadtväter viel Geld für diese Aufgaben ausgeben müssen. Sie haben damit die Chancen ihrer Kinder ganz wesentlich erhöht. Bildung und Urbanität gehören wesentlich zusammen.

Hans-Otto Binder

Walther-Gerd Fleck

Die Württembergischen Herzogschlösser der Renaissance.

Band 1: Text, 148 Seiten. Band 2: Bilder und Pläne, 502 Abbildungen auf 191 Seiten (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe A, Band 8). Braubach 2003. Dt. Burgenvereinigung. € 75,-. ISBN 3-927558-19-2

Schlossbauten in Altwürttemberg, zwischen Neuenstadt am Kocher und Tuttlingen, zwischen Freudenstadt und Heidenheim sowie im Elsaß (Horb) und in der Grafschaft Mömpelgard/Montbéliard, sind in eindeutiger Mehrheit im Stil der Renaissance erbaut. Doch die prachtvollen Barockschlösser von Ludwigsburg, Stuttgart (Neues Schloss) und Solitude verstellen den Blick auf diese wahrheitsgemäße Feststellung. Der anerkannte Bauhistoriker Walther-Gerd Fleck, der sich seit seiner Promotion 1952 in Tübingen über «Schloss Weikersheim und die hohelohischen Schlösser der Renaissance» intensiv mit den Herrschaftsbauten im Land beschäftigt, versucht in seinem neuesten Werk, wieder den Blickwinkel auf die Zeit vor dem Barock zu erweitern.

Fünf Herzöge regierten von 1503 bis 1628 in Württemberg, und in dieser Zeitspanne wurden regelmäßige Schlossbauten in der Formensprache

der Renaissance errichtet: von Herzog Ulrich über Herzog Christoph (1550–1568), über Ludwig und Friedrich I. (1593–1608) bis hin zu Johann Friedrich. Wobei sich von Anfang an repräsentative Komplexe wie Stuttgart, Böblingen oder Nürtingen nicht trennen lassen von Festungsschlössern wie Hohentübingen, Hellenstein über Heidenheim, Hohenneuffen, Hohenurach und Hohentwiel oder Schornsdorf, wo das Schloss als Reduit der Landesfestung diente.

Die umfangreichste Bautätigkeit ist unter Herzog Christoph zu registrieren, der an den genannten Plätzen weiterbauen ließ und noch Hohenasperg, Kaltenstein über Vaihingen/Enz und Grafeneck anfügte, weiterhin Göppingen, Pfullingen, Neuenbürg, Brackenheim, Leonberg, Neuenstadt und Einsiedeln bei Tübingen. Jetzt treten mit Aberlin Tretsch und Blasius Berwart, um nur zwei zu nennen, auch formende Baumeister hervor. Herzog Christoph verfolgte damit eindeutig die staatspolitische Absicht, den Rang und die Geltung des Hauses Württemberg zur Schau zu stellen, Symbole seiner Herrschaft zu schaffen, wie Werner Fleischhauer feststellte, als 1971 sein Standardwerk *Renaissance im Herzogtum Württemberg* erschien.

Herzog Ludwig vollendete mit Georg Beer seinen Stuttgarter Hauptsitz, baute in Tübingen das collegium illustre, das heutige Wilhelmsstift, in Hirsau und in Mömpelgard. Herzog Friedrich hatte den hochbegabten und rastlos tätigen Heinrich Schickhardt als Baumeister zur Hand, der in Mömpelgard baute, aber auch in Leonberg und Neuenstadt sowie bei den Festungen Hohentübingen und Hellenstein. Schickhardts Entwürfe für Calw und Freudenstadt wurden nicht ausgeführt; in Freudenstadt hätte diagonal zu den Häuserfronten am weiten Marktplatz ein Schlossgeviert mit rechteckigen Ecktürmen sich erheben sollen.

Walther-Gerd Fleck hat für alle herrschaftlichen Bauten in den Archiven und in der Literatur gesucht und gesichtet und viele der noch stehenden Gebäude vermessen und aufgenommen. Seine gut lesbaren Baugeschichten sind in die Landes-

geschichte eingebettet, und der Autor versucht immer wieder eine Über- oder Zusammenschau, um nicht nur Einzelobjekte aneinanderzureihen. Die Gärten nimmt er ausdrücklich aus. Innerhalb der Herrschaftszeiten der einzelnen Herzöge ordnet er nach den Daten des Baubeginns, wobei selbstredend die großen Baustellen wie Stuttgart oder Hohentübingen mehrfach vorkommen. Zugleich bedauert er, dass dort, wo die Archive nichts oder kaum etwas überliefern, zu wenige intensive Bauuntersuchungen vorhanden sind. Den Textband muss man parallel zum Band mit den mehr als 500 Abbildungen – Grundrisse, Bauaufnahmen und Fotos – lesen. Der Bildband ist im einfachen Offset-Druck vervielfältigt; aber wo steht geschrieben, dass jedes Grundlagenwerk im Hochglanz erscheinen muss?

Martin Blümcke

Ingrid Gamer-Wallert

Graf Eberhards Palme. Vom persönlichen Zeichen zum Universitätslogo. Silberburg-Verlag Tübingen 2003. 160 Seiten mit 82 meist farbigen Abbildungen. Pappband € 16,90. ISBN 3-87407-565-6

Graf Eberhard im Bart (1445–1496) ist nicht nur – etwa durch *Preisend mit viel schönen Reden* – bekannt und populär wie kaum ein anderer württembergischer Regent, er zählt auch zweifelsohne zu den bedeutendsten Landesherren Württembergs. 1477 gründete er die Universität in Tübingen, 1482 vereinte er das seit vierzig Jahren zweigeteilte Land und sicherte dessen Unteilbarkeit. Neben dem württembergischen Wappen führte er als persönliches Symbol den Palmbaum und die Devise *Attempto* (Ich wags. Ich versuchs, ich packs an). Um diese Palme geht es in diesem Buch, genauer darum, seit wann Eberhard diese Palme als persönliches Signet führt, wo die geistigen Wurzeln dieses Emblems liegen, das sich die Universität – in der zum 500jährigen Jubiläum 1977 von HAP Grieshaber geschaffenen Version – als Logo angeeignet hat.

All überall in der Literatur kann man lesen, Eberhard habe die Palme

auf seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land 1468 kennengelernt und gewissermaßen von dort mitgebracht als Zeichen seines Sinneswandels, als Symbol des Aufbruchs, zumal die Palme viel Frucht bringt, tief wurzelt, immer grünt, in der christlichen Kunst den Märtyrern als Attribut beigegeben wird, für die Unsterblichkeit steht usw. Ingrid Gamer-Wallert überprüft die Geschichte von der Palme und der Pilgerschaft und kann dabei, zweifelsohne richtig, nachweisen, dass dies ein immer wieder abgeschriebenes *Konstrukt späterer Historiographie* ist.

Der erste datierte Beleg für die Palme als Eberhards Symbol, zugleich in Verbindung mit der Wortdevise, befindet sich in der erst sechs Jahre nach der Pilgerfahrt, nämlich 1474 fertig gestellten Hofeinfahrt zum Uracher Wasserschloss und in dessem anlässlich der Hochzeit mit Barbara Gonzaga aus Mantua 1474 prunkvoll ausgemalten «Palmensaal». Danach begegnet man der Palme vor allem im Zusammenhang mit der 1477 erfolgten Gründung der Tübinger Universität. Darauf aufbauend, kann die Autorin plausibel machen, dass die Spur von Eberhards «Palmerlebnis» eben nicht nach Palästina, sondern in die Heimat seiner Frau nach Oberitalien führt, wo die Palme etwa als Siegesymbol in Gemälden der Zeit reichlich vertreten ist. Zudem verweist sie – und dies hat bisher noch niemand beachtet – darauf, dass damals der italienische Adel nach burgundischem und französischem Vorbild begonnen hat, *zusätzlich zum ererbten Wappen persönliche Impresen zu wählen, die in Bild und Wortdevise sich persönlich auf den Träger oder ein wichtiges von ihm geplantes Unternehmen bezogen.*

Auch die zweite Frage, wo denn die geistigen Wurzeln des Emblems liegen, kann die Autorin, Professorin für Ägyptologie, überzeugend beantworten. Sie zeigt die Wirkung des kulturellen Gedächtnisses, den «Werdengang» der Palme als «Lebensbaum» und «Brunnen des Lebens» aus dem Alten Orient über antike Vorstellungen – das Palmsymbol als Zeichen des Sieges, auch über den Tod, der Standhaftigkeit und Stärke – hin in christliche Überlieferung, in christliches Denken und christliche Vorstellungen,

die auch Eberhard im Bart geläufig waren.

Beides zusammen, die italienische Herkunft und die mit der Palme verbundenen spätmittelalterlichen Vorstellungen, könnten mit dem Plan der Universitätsgründung Eberhards *auf das Engste verknüpft gewesen sein, dessen Gründungsprivileg mit den Worten beginnt, er wolle helfen zu graben den Brunnen des Lebens, aus dem tröstliche heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit geschöpft werden kann.* Man wünscht sich noch mehr solcher Bücher: geistreich, informativ, erfrischend und anregend.

Wilfried Setzler

In einem Satz

Albrecht Faber

Tübingen in den 50er Jahren. Frühe Farbaufnahmen einer alten Universitätsstadt. Erläutert von Udo Rauch. Silberburg-Verlag Tübingen 2003. 100 Seiten mit 98 Farbaufnahmen. Pappband € 18,90. ISBN 3-87407-566-4

Der Tübinger Professor Albrecht Faber dokumentierte, was bald danach verschwinden sollte, verwitterte Fassaden, mit Efeu überwucherte Häuser, alte Brunnen, wobei er sich nicht nur für die altbekannten Postkartenansichten interessierte, sondern auch in abgelegene Gassen und Winkel blickte, zudem die Umgebung der Stadt mit der Kamera durchstreifte: ein schöner nostalgischer Blick auf das Tübingen der 1950er Jahre.

Die Alemannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs. Herausgegeben von Sönke Lorenz und Barbara Scholkmann in Verbindung mit Dieter R. Bauer. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Band 48, Quart 2). Veröffentlichung des Alemannischen Instituts. 71). DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 2003. 176 Seiten mit 53 Abbildungen. Gebunden € 45,50 (Subskriptionspreis bis 30.6.2004, danach € 55,50). ISBN 3-87181-748-1